

<b>Zeitschrift:</b>	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
<b>Herausgeber:</b>	Pestalozzigesellschaft Zürich
<b>Band:</b>	22 (1918-1919)
<b>Heft:</b>	8
 <b>Artikel:</b>	Euthanasie : Novelle [Schluss folgt]
<b>Autor:</b>	Jeandré, René D.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-664819">https://doi.org/10.5169/seals-664819</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

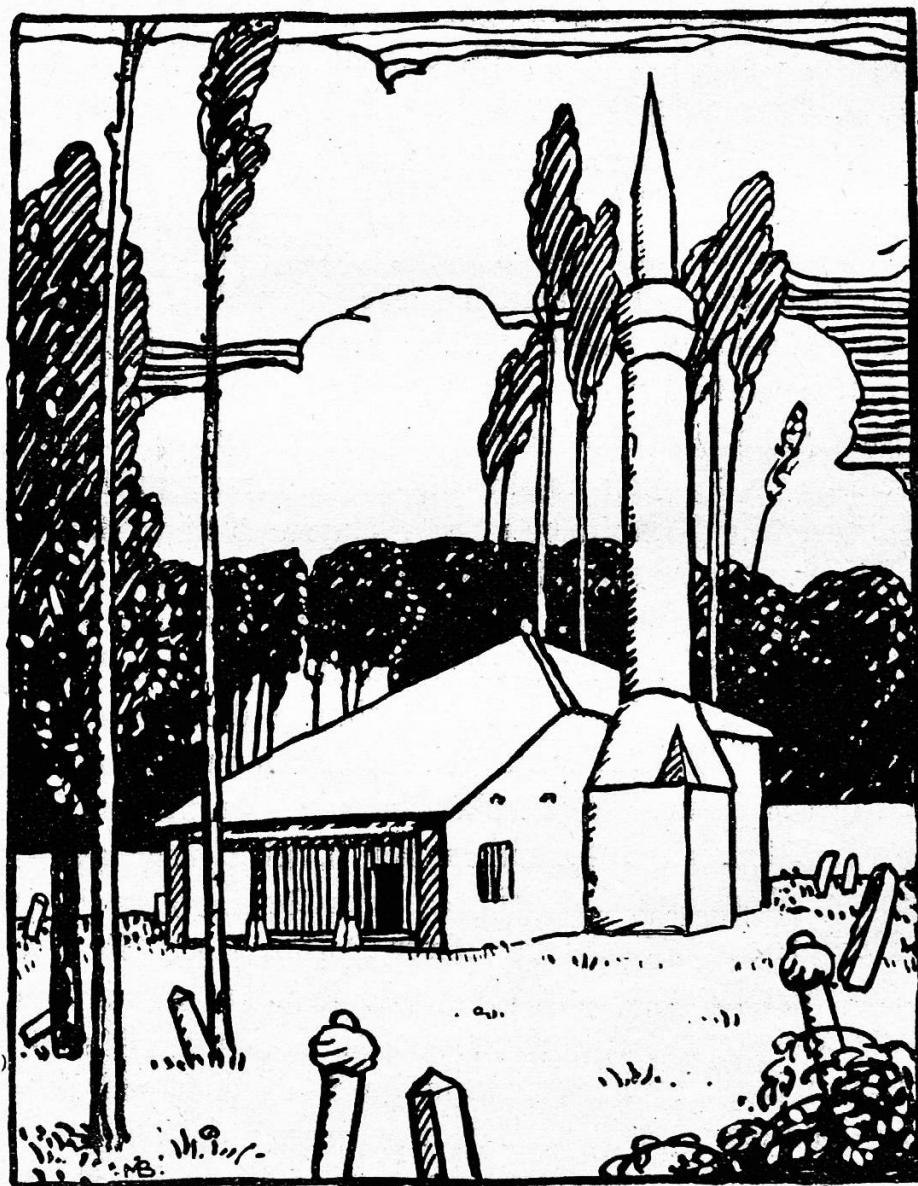
## Euthanasie.

Novelle von René D. Jeandré, Genf.

Nach einem fröhlichen Nachessen war der Moment gekommen, wo die Gäste intimer beisammen saßen und neben den leeren Kaffeetassen die Zigaretten auslöschen ließen. Man kam auf die unglückliche Frau N. zu sprechen, die eben nach langen, qualvollen Leiden endlich gestorben war.

„Herr Doktor,“ hub der Herr des Hauses an, „Sie geben doch zu, daß es sinnlos grausam war, diese Frau so leiden zu lassen, da doch an ein Aufkommen niemand mehr zu denken wagte.“

„Versprechen Sie mir,“ fuhr der Bankier weiter, „daß Sie mich ohne weiteres und besonders ohne Schmerzen hinüberbefördern, wenn der Zeitpunkt gekommen ist.“



Minarett mit Kirchhof.

„Wer wird aber entscheiden, ob er gekommen ist?“ sagte der Arzt. „Das kann nicht die Aufgabe der Medizin sein. Die Pflicht des Arztes besteht darin, bis zum letzten Augenblick gegen den Tod anzukämpfen, selbst wenn er jede Hoffnung verloren hat.“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Pfarrer. „Vom moralischen Standpunkt aus“ . . .

„Das ist unsinnig,“ fiel ihm der Bankier ins Wort. „Wenn das Leben unerträglich wird, macht man Schluß.“

„Sie sprechen wie ein Mensch, der noch auf viele glückliche Jahre hofft und der noch nie Gelegenheit gehabt, den drohenden Tod in nächster Nähe zu fühlen. Ich kann verstehen, daß man in gewissen Fällen zum Selbstmord greift, ich will auch zugeben, daß man aus Mitleid die Tage seines Nächsten kürzen kann; aber das sind Dinge, die den Arzt nichts angehen.“

„Wie könnten aber die Angehörigen eine solche Verantwortlichkeit auf sich nehmen?“ fragte der Advokat. „Ein Arzt ist doch viel eher in der Lage, ein sicheres Urteil zu fällen.“

„Ihr seid wirklich sonderliche Käuze!“ rief der Doktor aus. „Ihr glaubt also, daß der Arzt diese Verantwortung auf sich nehmen sollte? Ich weiß wohl, daß einige deutsche und amerikanische Berufs-Kollegen den Versuch gemacht haben, diese Idee zu verbreiten. Sie haben ihr den schönen griechischen Namen Euthanasie, „Sanfter Tod“, gegeben. Glücklicherweise hat aber ihre Theorie keine Anhänger gefunden. Der Arzt würde nämlich drei Viertel seines Ansehens und die Hälfte seiner suggestiven Heilkraft einbüßen, wenn man twüßte, daß er sich nicht absolut auf diesen Standpunkt stelle. Wenn ich zum Beispiel dem Finanzmann den raschen und angenehmen Tod versprochen hätte, um den er mich eben hat, würde er mich bei seinem nächsten Gichtanfall nur mit Zaudern und Zagen rufen lassen, daß unschuldigste Salizylpräparat würde er den Späten hinstreuen . . . Wenn ich mich einem Sterbenden nähere, sehe ich einen Hoffnungsschimmer auf seinem Gesichte leuchten und die Wirkung, die dieses Leuchten in mir auslöst, ist dem Kranken oft viel heilsamer als alle Medikamente. Kranke, welche selbst laut aufschreien vor Schmerz und die wissen, daß sie nicht mehr genesen können, hoffen dennoch, allen Vernunftsgründen zum Trotz, ich weiß selbst nicht worauf. Wer zu seinem Arzt sagt: „Herr Doktor, sagen Sie mir die volle Wahrheit, ich kann sie ertragen,“ der gerade fleht um Ermutigung. Diese unzerstörbare Liebe zum Erdenleben und die unsagbare Furcht vor dem Tode hat in mir schon Zweifel an einem Fortleben nach dem Tode auftreten lassen. Und dann gibt's eben Wunder, man kann sich irren. Es passt mir, daß ich einen meiner Patienten ganz wohlbehalten auf der Straße antreffe, für dessen Leben ich keinen Pfifferling mehr gegeben hätte.“

Der Notar hatte noch nicht an der Diskussion teilgenommen, obgleich sie ihn sichtlich zu interessieren schien.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Doktor,” pflichtete er ihm bei. „Die Umstände mögen sein, wie sie wollen, es hat niemand das Recht, das Leben seines Nächsten zu fürzen. Ich könnte Ihnen darüber etwas erzählen.“

Plötzlich hielt er inne, als ob er die eben gesagten Worte bereuen würde. Ein tiefes Schweigen folgte.

„Ich habe vor langer Zeit,” fing er endlich von neuem an, „mit den besten Absichten der Welt ein Verbrechen begangen, das den Rest meines Lebens vergiftet.“

Der Notar war von kleiner Gestalt, seine Haare fingen schon an zu ergrauen. Die ihm eigene manierierte Höflichkeit, würde heute almodisch wirken. Seine Stimme hatte eine gewisse Schärfe, er artikulierte jede Silbe ganz deutlich und begleitete seine Rede mit unausgeglichenen Gebärden.



Brennender Bauernhof.

Als dieser alte, vornehme und wohlwollende Notar sich eines Verbrechens beschuldigte, hatte das etwas so Erstaunliches an sich, daß er mit einem Schlag zum Mittelpunkt der aufmerksamen Tischgesellschaft wurde. Seine Augen schweiften langsam über den ganzen Freundeckreis.

„Wir sind unter alten Kameraden,” sagte er. „Versprecht mir, daß das, was ich Euch nun erzählen werde, unter uns bleibt. Ihr seid die Ersten, denen ich mein Geheimnis anvertraue. Vielleicht wird es mir dadurch etwas leichter ums Herz.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er weiter:

„Es sind bald dreißig Jahre her, ich war in den Ferien in Saint-Luc. Dort traf ich alljährlich im Hotel de la Bella-Tola mit einer reizenden französischen Familie zusammen, mit der ich freundschaftlich verkehrte. Herr Saulnier, so hieß das Haupt der Familie, war Bankier in Paris. Seine Frau, ursprünglich Waadtländerin, gehörte zu dem Vollkommensten, was

diese kleinen, welschen Städte hervorzubringen vermögen. In ihr fand man Grazie und Gesundheit, Bildung und natürlichen Verstand, geistige Freiheit und Charakterstärke aufs glücklichste vereinigt. Das Ehepaar hatte sieben Kinder, die drei größeren machten oft Tagestouren, die vier kleineren dagegen spielten in der Nähe des Hotels unter den Augen der Mutter, die für lange Spaziergänge nicht leicht zu gewinnen war.

Herr Saulnier hatte unregelmäßige Gesichtszüge, stark hervortretende Augen und einen spärlichen, roten Kinnbart. Er war der häßlichste Mensch, den man sich denken konnte; trotzdem erwarb er sich durch seine geistige Regsamkeit und sein warmes Herz überall Sympathien.

Er beschäftigte sich gern mit Botanik und photographierte zuweilen, ich sammelte mit Begeisterung Käfer. So kam es, daß wir regelmäßig gemeinschaftliche Spaziergänge unternahmen. Ein Naturhistoriker findet immer irgendwelche Beschäftigung, wenn sein Begleiter stille steht. Wollte Saulnier einen schönen Aussichtspunkt festhalten oder eine interessante Pflanze ausgraben, so drehte ich Steine um oder löste Rinden von den Bäumen. Wir verstanden uns ganz ausgezeichnet.

Er war übrigens ein reizender Begleiter, voller Lebenslust und Fröhlichkeit. Das letzte Jahr beobachtete ich eine Veränderung in seinem Charakter. Er war schweigsam geworden; manchmal war er geistesabwesend; er antwortete nicht immer auf meine Fragen und auf seinem Gesicht lag zuweilen etwas Finsternes und Starres.

Ob ihm meine Gesellschaft lästig geworden? Er versicherte mich zwar des Gegenteiles; aber den fröhlichen Weggefährten von ehedem konnte ich nicht mehr in ihm finden. Nach einer Woche beobachtete ich, daß die Zeichen innerer Unruhe sich steigerten. Eines Tages veranlaßte er mich, einen großen Umweg durch den Wald zu machen, nur um die Begegnung eines Herrn zu vermeiden, der Tag zuvor in unserem Hotel abgestiegen war.

Ein anderes Mal sah ich, wie er auf dem Spaziergang mit höchst bekümmertem Gesicht einen Brief las. Da er in düstere Gedanken verstrickt schien, suchte ich nach einer Möglichkeit, ihn meine freundschaftliche Teilnahme fühlen zu lassen, und wagte deshalb folgende Frage: „Haben Sie schlechte Nachrichten bekommen?“ Ohne zu antworten, reichte er mir den Brief, und während ich las, blieb er niedergeschlagen, den Kopf in die Hände gehüllt stehen. Es war ein Brief von seinem Geschäftsteilhaber in Paris, ein ganz gewöhnlicher Brief, der Saulnier auf dem Laufenden halten sollte, was im Hause Saulnier, Raulin & Co. vorging. Herr Raulin schrieb, daß der Geschäftsgang flau sei wie gewöhnlich im Sommer; er sagte ferner, daß ein Kunde, der nach Spanien übersiedelte, die Hälfte seines Besitzes nach Madrid genommen, daß er auf Rechnung des Hauses fünfzig Aktien der Goldminen verkauft habe usw.

Als ich den Brief zu Ende gelesen, sagte der arme Mann mit verzagtem, schmerzlichem Gesichtsausdruck: „Nun, da sehen Sie selbst, daß die Sache schief steht.“ Ich sah gar nichts und sagte es ihm auch in meiner Majestät. Darauf antwortete Saulnier mit einer matten, monotonen Stimme: „Mein lieber Freund! eigentlich sollte ich gar nicht mehr wagen, Sie so anzureden. Ich bin ruinirt. Wissen Sie, was das bedeutet? Und das ist nicht einmal das schlimmste. Ich bin verurteilt, verloren. Ich elender Kerl, ich stürze meine Familie in's Unglück. Meine Frau und meine Kinder werden mich verfluchen. Meine arme, arme Frau!“ rief er aus und wand sich dabei die Hände. Dann versank er wieder in schmerzliche Betrachtungen.

Wir saßen in der Nähe der oberen Grenze der Nadelhölzer, wo die Bäume nur noch spärlich wachsen. Zwischen zwei schwarzen Arven hindurch, die die Winterstürme arg zugerichtet, sah man in dem hintersten Teil des Val d'Anniviers einen Teil des großartigen Gletscherzirkus, den man mit Recht Grande Couronne benennt. Mitten drin erhebt sich der Besso und ringsherum lagern sich der Grand Cornier, die Dent-Blanche, das Gabelhorn und der Morning. Blühende Alpenrosensträucher, gelbe Arnica und blaßblaue Glockenblumen umgaben uns. Ganz instinktiv kaute ich ein paar jener harten, knusperigen Alpenrosenblätter und dachte dabei an den peinlichen Kontrast zwischen der ruhigen, strahlenden Landschaft, der üppigen Vegetation und dem armen, verzweifelten Menschen, der unter der Last des Gewissens zusammengebrochen neben mir saß.“

Der Notar unterbrach seine Erzählung.

„Ich langweile Sie mit all diesen kleinen Details. Verzeihen Sie. Meinem Gedächtnis ist alles so gegenwärtig, daß es mir beim Erzählen scheinen möchte, es liege alles vor meinen leiblichen Augen.“

„Fahren Sie nur weiter“, sagte der Arzt, „es ist sehr interessant. Ich glaube, daß ich die Diagnose jetzt schon stellen könnte.“

„Saulnier“, hub der Notar nach dieser Aufmunterung von neuem an, „stand plötzlich auf.“ Gehn wir ein bischen abseits vom Fußpfad“. In der Ferne sah ich den Herrn, dessen Begegnung mein Kamerad so sehr zu fürchten schien. Ich hielt ihn für einen harmlosen Professor aus Vevey. „Das ist ein Geheimpolizist, der mich überwacht. Ich brauche diese Leute nicht. Ich kann mir selbst mein Unrecht eingestehen“.

Höchst erregt kehrte ich ins Hotel zurück.

Trotzdem mein armer Freund sich weder für Blumen noch für landschaftliche Schönheiten interessieren konnte, unternahmen wir am folgenden Tage doch wieder einen Spaziergang. Bleiben Sie immer in seiner Nähe, lassen Sie ihn nie aus den Augen“, empfahl mir Frau Saulnier, die sehr beunruhigt schien. „Mein Vetter, der Arzt ist in Lausanne, wird morgen

kommen. Ich habe ihm bereits telegraphiert. Bevor ich eine Entscheidung treffe, möchte ich gerne seinen Rat hören."

Während mehr als einer Stunde wanderte mein Kamerad an meiner Seite, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen von sich zu geben. Da er aber sichtlich ermüdet war, zwang ich ihn, sich niederzusetzen. Plötzlich, als ob er eine zu schwere Last niederlegen wollte, vertraute er mir seine ganze Geschichte, die er mit monotoner Stimme her sagte. Diese Geschichte war im Grunde sehr banal, aber traurig, recht traurig. Die Traurigen Geschichten sind ja heinähe immer banal. Schwere Familienverpflichtungen lasteten auf ihm. Er hatte für seine eigene Familie zu sorgen und für diejenige eines Bruders, der nach seinen Aussagen ein überspannter, unbeständiger und verworrener Kerl war. Nach einem großen Verlust wollte er das Verlorene wieder einbringen. Er spielte an der Börse, verlor, gewann wieder, verlor nochmals und da er keinen anderen Ausweg mehr sah, vergriff er sich an den ihm anvertrauten Werttiteln. Auf diese Weise hatte er nicht nur sein Haus ruiniert, sondern auch seine Klienten bestohlen. Er war sich sehr klar darüber, was ihm zu tun übrig blieb.

Was sollte ich ihm zum Troste sagen? Dass die Dinge oft eine bessere Wendung nehmen, als man glaubt, und dass man warten und die Hoffnung nicht aufgeben dürfe. Dass er ja keinen leichtfertigen Entschluß fassen sollte, dessen Folgen für ihn unheilvoll sein könnten und dass, nach dem Brief zu urteilen, sein Geschäftsteilhaber in Paris nicht beunruhigt schien.

Nachdem ich zu Ende gesprochen, schaute mich Saulnier mit einem verächtlichen Blicke an. „Sie haben, scheint's, von Allem gar nichts verstanden. Er weiß alles und trotzdem will er mich schonen. Lesen Sie bitte den Brief nochmals durch. Da haben Sie ihn. Diese Anläufe, das sind ungedeckte Ausgaben, die Verkäufe dagegen Werte, die uns von irgend einem naiven Menschenkind anvertraut worden sind. Bei diesem Herrn da, der nach Spanien geht, liegt der Kniff ganz offen da. Er traut der Sache nicht und wenn er angeblich nur die Hälfte seiner Werttitel nach Madrid schicken könnte, so bedeutet das, dass unser Haus nicht im Stande war, alle auszuhändigen. Ich fühle ganz genau, dass er den Funken ins Pulverfaß legen wird. Ich darf keine Zeit verlieren.“

Er war außer sich und dabei auch höchst ärgerlich über mich, weil ich seine Erklärungen nur mit großer Mühe verstehen konnte. Plötzlich verfiel er wieder in den Zustand gänzlicher physischer Erschöpfung. In seinen Gemütsdepressionen machte er sich die bittersten Vorwürfe. Armer Saulnier! ich habe ihn auf Irrwege gebracht. Ich allein bin an allem schuld. Nicht wahr, Sie werden für mich vor Gericht dieses Zeugniß ablegen, wenn ich nicht im Stande bin, es selbst zu tun? Meine Frau und meine Kinder, denen ich ein sorgenfreies Leben bereiten wollte. . . .“

Dieser Mann tat mir in tiefster Seele leid. Es gelang mir, ihn ganz langsam ins Hotel zu führen.

Seine Frau erwartete uns. Sie schien von allem wohl unterrichtet zu sein. Sie ließ das Nachessen auf dem Zimmer servieren und da ihr Gatte nichts zu sich nehmen wollte, gab sie ihm löffelweise etwas Nahrung ein.

Die armen Kinder speisten allein im Saale, ihr Anblick steigerte in mir das Gefühl der Teilnahme, daß ich ohnehin schon für diese Familie empfand, der ein so furchtbarer Schlag drohte.

Frau Saulnier durchwachte die ganze Nacht. Der Unglückliche konnte keinen Schlaf finden und hörte nicht auf zu stöhnen und zu klagen. Am folgenden Morgen wollte er aber dennoch seinen Spaziergang machen.

Er ging weg, ohne zu frühstücken und ich mußte ihm in rascherem Tempo als gewöhnlich folgen. Ich hatte mein Wort gegeben, daß ich ihn nicht verlassen würde, und gab mir alle Mühe, mein Versprechen zu halten. Die Leidenschaft des Sammlers war aber in mir so groß, daß ich die Gelegenheit doch nicht vorbeigehen lassen konnte, ohne ein paar Bockfäser zu nehmen, die auf Blütendolden herum spazierten. Ich brachte die Tiere in ein mit Chankalium gefülltes Fläschchen und holte darauf mit raschen Schritten meinen Begleiter wieder ein. Mehrmals versuchte ich vergebens, ihn zu einem langsameren Marschtempo zu bewegen. Saulnier hörte nicht auf meine Wünsche und ich war sowohl durch meine innere Unruhe als auch durch mein Versprechen gezwungen, nicht von seiner Seite zu weichen.

Er schleppte mich, was ich besonders fürchtete, bis an den Rand des Illgrabens. Dieser ist einer der merkwürdigsten und einsamsten Orte in den Alpen. Auf der Seite, von der wir ankamen, sind die Bergabhänge weniger steil und mit Lärchen und Arven bewachsen. Hier und da erblickt man in Lichungen kleine, sonnverbrannte Heuschober, die von schweren Schieferdächern beinahe erdrückt werden. Ganz ahnungslos steht man plötzlich vor dem Abgrund, dessen Eindruck um so packender ist. Man könnte den Illgraben dem zweiteilten Krater eines Vulkans vergleichen, einem halben Trichter von mehr als Tausend Meter Tiefe. Die den Umkreis bildende Wand besteht aus zerfallenen Felsen, gelblichen, von Couloirs durchsetzten Moränen, durch welche fortwährend Steine hinabrollen, die man bis in die Tiefe verfolgen kann. Hinter uns das Alpenleben mit seinem romantischen Reiz, vor uns ein steiler, kahler Abgrund. Der Übergang ist ein so plötzlicher, daß die Wurzeln der letzten Waldbäume ins Leere hinaus ragen. Der erste Eindruck des Schlundes ist Tod und Verderben. Sieht man jedoch genauer zu, so beobachtet man da und dort zerstreute Grasbüschel, verkümmerte Sträucher, die sich, man weiß selbst nicht wie, an einem Felskamm festklammern. Man schaudert vor Entsetzen beim bloßen Gedanken, man müßte sich an diesen verdornten Gräsern oder halb entwurzelten Sträuchern festhalten.

Als ich meinen Kameraden am Rande des Abgrundes stillstehen sah, konnte ich über sein Verhalten keine Zweifel mehr hegen. Sie werden die furchtbare Angst begreifen, die mich nun befießt. Ihn am Tode zu verhindern, das war meine Aufgabe. Wäre ich es rein physisch im Stande? Sie wissen ja, daß ich kein kräftiger Mensch bin. Könnte ich es moralisch? An seiner Stelle, schien es mir, hätte ich auch nur ein Ziel vor Augen: dem ehrlosen und unerträglich gewordenen Leben durch eine mutige Tat ein Ende zu machen.

Ich flehte ihn an, mit mir ins Hotel hinab zu steigen, oder doch wenigstens nicht am Rande des furchtbaren Abgrundes stehen zu bleiben, wo sein bloßer Anblick mich schwindselig mache. (Schluß folgt.)

## Büdliche Hauswissenschaft.

### Pflanzt Mais in euren Gärten!

Eine Pflanze, die bei uns bisher, abgesehen vom Landmann, wenig Beachtung gefunden hat, ist der Mais. Dieser, der auch vielenorts unter der Bezeichnung „türkischer Weizen“ oder „Welschkorn“ bekannt ist, stammt aus Amerika, wo er seit den ältesten Zeiten als eine der wichtigsten Kulturpflanzen im großen gebaut wird. Er gehört, wie alle Getreidearten, zur Familie der Gräser (Gramineen); die männlichen Blüten erscheinen in Rispen an der Spitze der Pflanzen, während die weiblichen Blüten als Kolben in Blattwinkeln entstehen. Diese Kolben sind von mehreren Deckblättern umhüllt, aus denen die Stempel (Griffel) als lange dünne Fäden herausabhängen. Der Mais ist eine wertvolle Kulturpflanze; die Körner dienen sowohl Menschen wie Tieren zur Nahrung; namentlich in Amerika bildet er die Hauptbrotfrucht und führt als solche den volkstümlichen Namen „Corn“. Die Verfütterung der Körner an Geflügel ist ja altbekannt. Andererseits ist die ganze Pflanze als Grünfutter für Vieh sehr geschätzt, zu welchem Zwecke sie bei uns hauptsächlich angebaut wird, weniger wegen der Körner, da diese in unserem Klima in der Regel nicht ganz reifen. — Seit einigen Jahren ist jedoch eine Kulturform zu uns gekommen, deren Kolben sich zum Verzepfen in mancherlei Zubereitung ganz vortrefflich eignen. Es ist der sogenannte Zuckermais, dessen Körner runzlig sind und eine blaßgelbe glasige Farbe haben. Von den Amerikanern wird derselbe schon seit langer Zeit als „Poppcorn“ für die Tafel geschätzt.

Da der Mais sehr frostempfindlich ist, so kann an eine Aussaat vor Mitte Mai nicht gedacht werden (besser erst Ende Mai), da namentlich die trotz warmer Tage noch auftretenden Nachtfröste den jungen Pflanzen ganz besonders schaden. Übrigens bedarf der Mais einer bestimmten, ziemlich hohen Bodentemperatur; es hat also keinen Zweck, ihn zu früh zu legen, die Körner faulen sonst in der Erde oder werden vom Tausendfuß, der sie in Massen befällt, vernichtet. Man legt die Samen in Stufen von 40 bis 50 Centimeter Entfernung; in jedes Loch kommen 4 bis 5 Körner. Von den aufgehenden Pflanzen bleiben jedoch nur die zwei kräftigsten stehen, die